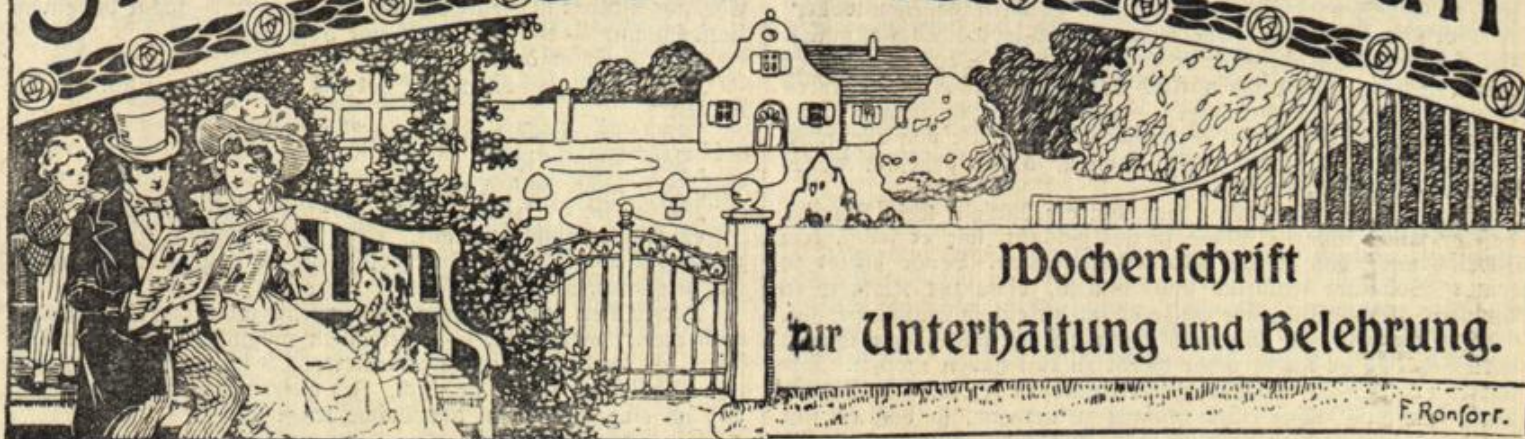


Illustriertes Sonntags-Blatt



Wochenschrift
zur Unterhaltung und Belehrung.

F. Ronfor.

Uns Leben.

Roman von Franz W i c h m a n n.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In der Pause, die seinen Worten folgte, zermarterte sich Wladimir den Kopf, das Rätsel zu lösen. Nur eines war noch möglich. Einer seiner nihilistischen Freunde in Petersburg, ein Mitverschworener, die um alles wußten, mußte der russischen Polizei in die Hände gefallen sein und ein Geständnis abgelegt haben. Von dorther kam das Wissen des Kommissars, vielleicht auch ein Steckbrief, den man hinter seiner Person erlassen.

„Nun,“ fragte der Kommissar nach einer Weile in dem früheren milden Tone, — „ist das Angeführte der Grund gewesen, weshalb Sie den Generalpräfekten haßten?“

„Ich war lange in dem Irrtum befangen, daß er den Tod jener Dame verschuldet.“

„In dem Irrtum?“

„Ja, insofern, als das vermeintliche Opfer seiner Willkür —“

Der Kommissar ließ ihn nicht ausreden. „Die Sache kümmert uns auch gar nicht weiter. Aber Sie vertiefen gestern in auffallender Hast das Theater, als der Generalpräfekt Ihnen gegenüber in die Loge trat. Vermutlich konnten Sie den Anblick des Verhafteten nicht ertragen?“

Erstaunt horchte Wladimir auf. Das klang ja gerade, als ob man ihm den Weg zur Rettung zeigen wollte.

„Ja — ja — so war es —“, antwortete er verstört.

„Warum kamen Sie dann ins Theater, trotzdem Sie wußten, daß der Ihnen Verhaftete ebenfalls der Aufführung beiwohnen würde?“ forschte der Beamte weiter.

„Ich — ich hätte das gewußt?“ — Leidunow verschlug es die Stimme.

„Nach den Aussagen des Theaterkassiers, welchem man glauben darf, und dem Sie bekannt sind, — ja.“

Wladimir stand wie betäubt und wußte keine Antwort. „Ich habe mir das vorher nicht überlegt“, stotterte er endlich.

„Sie überlegen sich wohl überhaupt nicht alles, was Sie tun. Zum Beispiel, daß Sie stets mit einer Schußwaffe ausgehen. Auch ins Theater.“

Leidunow drohten die Anie

einzubrechen. Der Entsetzliche wußte alles. „Es ist so eine Angewohnheit,“ brachte er mühsam heraus, „ich habe dabei nichts weiter gedacht.“

„Darf ich den Revolver einmal sehen?“

„Den Revolver?“

„Ja, den Sie von gestern abend her noch in der Tasche haben.“

Leidunow war es, als habe ein Kolbenschlag seinen Kopf getroffen. Mit zitternder Hand griff er in seinen Rock und reichte die Waffe dem Beamten.

Der betrachtete sie genau, prüfte den Abzug, drehte die Kurbel und stieß sodann die Puhstange in die Löcher. Ein befriedigtes Lächeln glitt über sein Gesicht. „Nicht geladen.“

Wie geistesabwesend starrte Leidunow ihn an. War ein Wundergeschehen, ihn zuretten!

Der Kommissar gab die Waffe zurück. „Eine bloße ungefährliche Spielerei also. Nun, es freut mich, daß der Verdacht, den wir gegen Sie hegen mußten, sich nicht bestätigt hat. Sie können gehen.“

Leidunow stand wie aus den Wolken gefallen. Hätte der Boden sich plötzlich unter seinen Füßen geöffnet, um alles, was ihn umgab, zu verschlingen, — er hätte nicht verblüffter sein können.

„Ich — ich bin frei?“

„Sie sind es. Aber einen guten Rat will ich Ihnen noch geben, junger Mann. Seien Sie in Zukunft vorsichtiger. Man hat geglaubt, daß Sie nur deshalb nach Wien gekommen sind, um ein Attentat gegen den Generalpräfekten auszuführen. Seit Ihrem Hiersein habe ich Sie deshalb bewachen lassen, — und hätte sich der Verdacht im geringsten bestätigt, so würden wir Sie der Polizei Ihres Landes ausliefern müssen.“



Die Pfingstlichteln in Verchesgaden. (Mit Text.)

Nach Skizzen von F. Wenter gezeichnet von F. Bergen.

Leidunow war keines Wortes fähig. Nur stumm sich vorbeugend, verließ er das Zimmer und irrte wie im Traume durch die langen Gänge des Polizeigebäudes, bis er endlich, durch einen Gendarm zurechtgewiesen, den Ausgang fand. Erst als er auf der Straße stand, erwachte er. Über ihm blaute der Himmel, die Sonne lachte ihn an. Er war frei, frei! Frei auch in seinem Gewissen von der Bluttat, die er hatte begehen wollen.

Gottschewo mochte leben, wenn Marja lebte! Das Amulett fiel ihm ein. Tastend suchte er nach dem Kreuze, das er in seinen Kleidern trug. Hatte ihn wirklich das Kreuz aus allen Gefahren ertettet? Trübseliger Gedanke. — Eine glütige Vorkehrung hatte über ihm gewaltet. Aber sie mußte sich der Hilfe von Menschen bedient haben, die ihm wohl wollten, deren geheimnisvolles Walten er nicht begriff.

Dieser Geheimkommissar war ihm ein Rätsel. Kein Zweifel, daß er seine finsternen Pläne so gut gekannt, wie er selbst, kein Zweifel auch, daß er ihn hatte retten wollen. Lange sah er in seiner Wohnung grübelnd und sinnend, ohne zur Klarheit zu kommen. Schließlich aber raffte er sich zu einem Entschlusse auf.

Die Aufgabe, die ihn nach Wien geführt hatte, war ihm so verleidet, daß er nichts mehr damit zu tun haben mochte. Das schrieb er offen an einen seiner vertrautesten Freunde in Petersburg, vorsichtig, ohne einen Namen zu nennen, so daß es nur für den Eingeweihten möglich war, zu erraten, um was es sich handelte. Er wußte ja, daß der Empfänger alles verstehen würde. Daß er froh, vor einem unüberlegten Morde bewahrt geblieben zu sein, Marjas vermeintlichen Tod nicht mehr rächen könne, daß er die Aufgabe, die er freiwillig übernommen, unerfüllt zurückgebe und vielleicht nie mehr in die russische Heimat zurückkehren werde.

Das letztere zu schreiben bestimmte ihn der Gedanke an Marja. Nur als Flüchtlinge konnte sie ja in Wien weilen und als solche war ihr die Rückkehr abgeschnitten. Würde sie sein, war seine Zukunft unlöslich mit der ihren verbunden, so mußte das Ausland, gleichviel welches, ihnen notgedrungen zur zweiten, dauernden Heimat werden. Wie aber sie finden und das Wunder ihrer Rettung erfahren? Das war das einzige, was ihn vorläufig beschäftigten konnte, und sogleich wollte er einen Versuch dazu machen.

Nachdem er den Brief auf die Post getragen, suchte er das nächste Kaffeehaus auf, um die Fremdenlisten der Hotels in den Zeitungen der letzten Tage nachzusehen. Vielleicht befand sich ihr Name darunter.

Aber er suchte vergeblich. Wer wußte denn, ob sie nicht unter einem angenommenen Namen in Wien weilte? Half der Zufall nicht, so bestand nur wenig Hoffnung, ihren Aufenthalt zu entdecken.

Als er misshütig wieder auf die Straße trat, lief ihm gerade Wassili Meroleff in den Weg.

Der Maler hatte gestutzt und einen Augenblick sah es aus, als ob er im Gewühl der Passanten unbemerkt vorbeizutommen suchte.

Aber Wladimir hatte ihn schon bemerkt und sein Vorhaben durchschaut. Da er den Grund zu vermuten glaubte, interessierte es ihn, die Wahrheit zu erfahren.

„Wohin denn so schnell?“

Der Maler schien leicht verlegen. „Ein wenig aus der Stadt heraus, — an die Arbeit.“

„Und da eilt es dir so?“

„Ja, weißt du, der Dienstmann, den ich mit meinen Sachen hinausgeschickt habe, wartet.“

„In den Praterauen natürlich.“

„Du kennst ja den Platz“, gab Wassili etwas kleinlaut zu. „Die angefangene Skizze möchte ich doch vollenden.“

„Du warst wohl auch gestern dort?“

Der Maler nickte nur.

„Und hast Fräulein Genetius getroffen?“

„Ja, ja — sie hat vor, noch länger dort zu arbeiten. Das ist doch ein komischer Zufall, daß gerade du sie schon früher kennen mußt.“

„Ich denke, du kannst ihm dankbar sein. Denn dadurch wurde dir selbst die Bekanntschaft sehr erleichtert.“

„Aber ihr seid so vertraut, als ob ihr euch schon lange kenntet.“

„Vertraut? Nun ja, wie gute Kameraden. Mehr als Freundschaft könnte ich für Ada nicht empfinden.“

Wassili schien beruhigt. An der nächsten Straßenecke blieb er stehen. „Hier trennen sich wohl unsere Wege?“

„O nein — ich komme mit.“

Der Maler machte ein etwas saures Gesicht, als der Freund mit ihm den eben anfahren den Straßenbahnwagen bestieg. Vom Praterstern ab setzten sie ihre Wanderung zu Fuß fort.

„Hast du keine Rätke vielleicht auch herbestellt?“ fragte Wladimir nach einer Weile, nicht ohne Ironie.

„Die, — o nein. Die habe ich abgeschafft. Damals auf dem Kahlenberg schon. Das heißt, wir haben einen rührenden Abschied genommen. Da sind die Mädels immer so nett.“

„Du bist ein raffinierter Feinschmecker. Aber warum hast du denn so schnell ein Ende gemacht?“

„Hm. Es vertrug sich doch nicht recht mit meinen Grundsätzen, du verstehst, — wenn man anderswo ernste Absichten hat. — Und dann, — offen gesagt, war mir das Mädel auch nicht fein genug. Anfangs haben mich ja die hübschen Kleider getäuscht. Aber ihr Bruder ist Zügeher, eine Art Diener, — sogar bei einem Landsmann, — und das paßt mir doch nicht.“

„Wie heißt er denn?“

„Der Landsmann? Rätke hat sich den Namen nicht merken können.“

„Nein, ich meine den Bruder.“

„Pepi, glaube ich.“

„Doch nicht Pepi Kantioler?“

„Ja — ja, — freilich, Rätke Kantioler heißt sie ja.“

Wladimir lachte laut auf. „Das ist ja köstlich. Der Landsmann bin nämlich ich. Den Pepi habe ich engagiert. Abrigens ein gescheiter, netter Bursche.“

Der Maler machte große Augen. „Dumm war das Mädel auch nicht“, meinte er, — „von allem möglichen wußte sie Bescheid, — was ich gar nicht erwartete. Ob ich auch ein Anarchist und Nihilist sei, fragte sie mich. Ich glaube fast, sie hatte Angst, daß ich eine Bombe in der Tasche trüge.“

Die Freunde lachten.

„Vielleicht hat sie vor dir schon einen anderen Nussen geliebt.“

„Den Eindrud hat es mir auch gemacht. Sonst hätte sie nicht so viel von den Verhältnissen bei uns zu Hause gewußt. Abrigens glaub' ich, unsere Trennung ist ihr nicht besonders schwer geworden. Anfangs schien sie viel mehr Interesse für mich zu haben, als später.“

Das Gespräch brach ab. Sie hatten die waldbumsäumte Wiese mit den Weiden erreicht, und Ada Genetius, die Weinwand vor sich, saß bereits auf ihrem Feldstuhl.

Ein wenig abseits unter den Birken stand ungeduldig der Dienstmann mit Meroleffs Malgerätschaften.

Wassili trat auf ihn zu, um ihn zu entlohnen und für den Abend wieder herauszubestellen.

Den Augenblick benützte Wladimir, um sich Ada zu nähern.

Lächelnd wandte sie sich um. „Ich habe Sie schon erwartet.“

„Leicht wäre ich nie mehr —“, er stotzte. Konnte er ihr wirklich sagen, daß man ihn verhaftet. Würde sie ihn nicht fürchten, wenn sie erfuhr, wessen man ihn beschuldigt. Besser — er schwieg, einstweilen wenigstens, über den ganzen seltsamen Vorfall, von dem sie ja nichts ahnen konnte. Das andere aber, das mußte sie wissen.

Das Mädchen schien seine Worte mißverstanden zu haben oder anders zu deuten. „In der Tat, ich war wirklich für Sie besorgt. Ihr Aussehen gestern Abend erschreckte mich. Was hatten Sie denn, daß Sie so plötzlich das Theater verließen. Fühlten Sie sich krank?“

„Krank, — mehr als das. Fast hätte die furchtbare Überraschung mich getötet. Haben Sie gesehen, wer neben Ihnen in die Loge trat?“

„Der schwarzgekleidete Herr, ein Ausländer, wie es schien.“

„Ich dachte, Sie hätten vielleicht zufällig erfahren, wer es war. Sie erhoben sich ja, als ob Sie mich warnen wollten.“

„Das war wohl Zufall“, meinte das junge Mädchen in offener Verwirrung. „Der Blick, mit dem Sie herübersahen, war so seltsam starr. Aber um wen handelte es sich denn?“

„Um den Generalpräsesen.“

„Den Mörder Marjas?“

„Marja lebt!“

Ada Genetius tat einen leichten Schrei. Mit beiden Händen griff sie nach dem Klappstuhl, um sich an ihm festzuhalten. Alles Blut wich aus ihren Wangen.

„Was sagen Sie?“

„Es ist wahr. Das Unerhörte! — Ich habe sie gesehen. Gestern, — im Range unter Ihnen. Wie aus dem Grabe erstanden. Der Anblick jagte mich fort.“

„Du ihr? — Sie haben sie gesprochen?“

„Ich habe keine Ahnung, wo ich sie finden soll.“

„Sie werden sie finden — und — glücklich sein.“

Wie ein schmerzliches Stöhnen klangen die Worte. Ada preßte die Hand aufs Herz, als gelte es, einen herben Schmerz gewaltsam zu unterdrücken. In diesem Augenblicke wußte sie, daß er ihr für immer verloren war.

Ehe Leidunow antworten konnte, trat Wassili herzu. So legte er nur den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß er vor dem Freunde nicht sprechen könne, und zugleich sagte sein bester Blick: Ein andermal — wenn wir allein sind. Sie, als meine Freundin, sollen alles erfahren. —

Wladimir selbst wünschte sehnlich diese Aussprache. Obwohl er sich selber sagte, daß Ada keine Rolle in seinem Leben mehr spielen

konnte, sobald er Maria wiedergefunden, empfand er doch die offenkundigen Verwerfungen des Vaters um ihre Gunst und die Freundschaft, mit der sie ihm entgegenkam, als etwas Feinliches.

Beide hatten ihre Skizzen längst beendet, sogleich aber auch mit neuer Begeisterung. Meroleff stand dem, wenn auch dilettantenhaften, so doch tüchtigen Können Adas mit Rat und Tat zur Seite, und das junge Mädchen wiederum schien geschmeichelt, daß ein bewährter Künstler ihre Arbeit so ernst nahm.

So oft sich Wladimir auch bemühte, früher in den Praterauen einzutreffen, immer war der Freund schon vor ihm am Platze, und nun hatte Ada ihm sogar gestattet, sie, wenn auch nur als Staffage, in der umgebenden stimmungsvollen Landschaft zu malen. Seit diese Arbeit begonnen, hatte sie aber ihre Freundin Fanny, die Tochter eines Rechtsanwalts, wieder mitgebracht, und dieser Umstand machte es dem jungen Rufen erst recht unmöglich, allein mit ihr zu sprechen. Bezüglich Marias befand er sich immer noch in der gleichen Ungewißheit. Der Zufall wollte nicht helfen und jede Möglichkeit, ihre Spur aufzufinden, schien ausgeschlossen.

Wie vorher Gottschewskos wegen, so sah er auch jetzt jeden Abend auf seinem Platze im Theater. Aber sie kam nicht wieder, und auch Ada fehlte, als hätte sie plötzlich jedes Interesse an Schauspiel und Oper verloren.

Auf seine Frage gab sie nur zu, daß sie zurzeit abends verhindert sei, da sie ihrem Oheim bei einer schriftlichen Arbeit helfen müsse. Näher sprach sie sich darüber ebenso wenig aus, wie über den Onkel und ihre häuslichen Verhältnisse überhaupt. Nicht einmal den Namen der Verwandten, bei denen sie lebte, kannte er, und nur ihre Wohnung hatte sie ihm einmal von ferne gezeigt. Wollte sie aber selbst nicht darüber sprechen, so schien es Wladimir indiskret, darnach zu fragen, und schließlich hatte ja auch die Umgebung, in der sie lebte, zumal jetzt, wo Maria alle seine Gedanken beschäftigte, kein weiteres Interesse für ihn.

Im Kaffeehaus, wo er auch heute wieder einmal die Fremdenlisten der Hotels studierte, fiel ihm eine Zeitungsnotiz in die Augen. Der Generalpräsekt war nach Petersburg zurückgekehrt. Die Nachricht ließ ihn kalt, wie etwas ganz Fremdes.

Auch auf seinen Brief war keine Antwort eingetroffen. Leicht möglich, daß die Freunde das Motiv seiner Gesinnungsänderung gar nicht anerkannten, daß sie auch ihn für einen Feigling hielten, — ihn für die Sache der Freiheit verloren gaben. Selbst das kümmerte ihn heute nicht. Was lag an dem allen, wenn er nur Maria wiederfand, das Leben, die Liebe und das Glück.

Das prächtige Sommerwetter ließ ihn die Straßenbahn verschmähen. Am Donaukanal entlang wandernd, schlug er einen anderen Weg zu dem täglichen, gewohnten Ziele ein, indem er den Nobelprater kreuzend, direkt die Auen zu erreichen suchte.

Bereizte kleine Villen zogen sich hier dem Waldrand entlang, und eben, als er an der letzten vorbeigehen wollte, durchzuckte es ihn wie ein elektrischer Schlag.

Von einer Seitenstraße einbiegend, hatte er eine junge, elegant gekleidete Dame mit hohem Topfhut, einen zierlichen Sonnenschirm in der Hand, die Gitterpforte öffnen und zwischen den Blumenbeeten des kleinen Vorgartens im Hause verschwinden sehen.

Wäre die Überraschung nicht so groß gewesen, daß sie seinen Fuß wie seine Stimme lähmte, so hätte er sie noch erreichen, sie noch anrufen können, ehe sich die schwere Haustür hinter ihr schloß.

So aber stand er bewegungslos und starrte wie versteinert der Erscheinung nach. Wiederholt schon hatte er an sich selbst, an seinem klaren Verstand gezweifelt. Konnte nicht, was er im Theater gesehen zu haben glaubte, eine Vision seiner erregten Sinne, eine krankhafte Einbildung gewesen sein, die der blendende Lichtglanz, der Anblick Gottschewskos und das Fieber der geplanten Tat seinen Sinnen vorgegaukelte?

Jetzt aber gab es keinen Zweifel mehr. Im vollen, hellen Licht des Tages, klaren, nüchternen Geistes, hatte er sie gesehen, fast unverändert, mit derselben entzündenden Grazie, nur ein wenig voller und runder in der Gestalt geworden, unverkennbar aber in Gang und Haltung und wie vor Jahren umwoben von dem weichen Strahlenschein ihres matten Goldhaars.

Nach einer Weile erst gewann er es über sich, an das kleine weiße Landhaus, dessen Fenster und Säulenportal wilder Wein und Efeu umrankte, und das mit seinem einzigen erkergekrönten und mit einem Balkon gezierten Stockwerk nur einer einzigen Familie Raum bieten konnte, näher heranzugehen.

Hier also, bei den unbekannten Bewohnern dieses idyllischen Heims hatte die vom Tod Erstandene Zuflucht gefunden!

Durch seine früheren Erlebnisse mit Gott und Welt zerfallen, jedem frommen Glauben untreu geworden, regten sich seine Lippen zum ersten Male seit Jahren wieder in einem stillen zum Himmel gesandten Dankgebete. Nur ein gütiger Vater, der es gut mit den Menschen meinte, der ihre Schritte behütete und bewachte am Abgrund der Gefahr, konnte ja Maria lebend und

gesund hierhergeleitet haben, konnte die Geliebte zurückführen in seine Arme.

Den Blick zu den Fenstern emporgerichtet, ging er einige Male vor dem Hause entlang und fand nicht den Mut, einzutreten.

Die Tür blieb geschlossen, kein lebendes Wesen zeigte sich hinter den blütenweißen Vorhängen. Nur die Bienen hummten, muntere Eidechsen raschelten im besonnten Grase, und ein bunter Falter gaukelte von Blume zu Blume. Die tiefe träumerische Stille des heißen Sommernachmittags schien das Geheimnis von Marias Leben in ihre Lauber einzuspinnen.

Wladimir mußte an das verzauberte Schloß des Märchens denken. Nur der Ritter, der mutig eindrang, konnte die Schlammrinden weiden und sich die Liebste erringen. Endlich faßte er sich soweit, um wenigstens das Messingschild am steinernen Pfosten der Gartenpforte zu lesen.

Ein einziger Name stand darauf: „Professor Rudolf Eichholt.“ Er hatte also recht vermutet, nur eine einzige Familie bewohnte das kleine Haus, und bei dieser mußte er Maria finden.

Das Herz schlug ihm hörbar, während er von niemand aufgehalten, den kleinen duftigen Blumengarten durchschritt. An der Tür blieb er noch einmal stehen und lauschte, ob er nicht ihre Stimme im Hause vernähme. Aber alles blieb still.

Da raffte er sich zusammen und zog mit einem kurzen, jähen Ruck die Glocke.

Schritt ging ihr laut durch das träumerische Schweigen.

Ein saubergekleidetes Mädchen öffnete. „Der Herr wünschen?“

Leidunow zögerte. Nach wem sollte er fragen. Durfte er ihr Geheimnis verraten, wenn sie nicht gekannt sein wollte, vielleicht unter falschem Namen sich verbarg. Am besten, er ließ sich dem Hausherrn melden, von dem er ja in vertraulicher Zwiesprache alles erfahren konnte.

„Kann ich den Herrn Professor sprechen?“

„Bedaure, der Herr ist noch nicht zurückgekommen.“

„Oder vielleicht —“

„Die gnädige Frau ist zu Hause. Wen darf ich melden?“

„Ingenieur Leidunow.“

Um jeden Firtum zu vermeiden, reichte er seine Karte hin. Kaum hatte sich das Mädchen entfernt, als er einen leisen, halberstickten Aufschrei zu vernehmen glaubte. Gleich darauf kam die Joste zurück. „Wollen der gnädige Herr bitte eintreten.“

Aber teppichbelegte Stufen ging es zum ersten Stock empor. Überall standen blühende Blumen. Wie draußen die Natur, so schien auch das kleine Haus von leuchtendem Sommer erfüllt. Dann nahm ihn ein elegant, doch schlicht und behaglich ausgestattetes Empfangszimmer auf.

Das Mädchen ließ ihn allein. Doch ehe er noch einen Blick auf das trauliche Innere werfen konnte, öffnete sich gegenüber der Tür eine Portiere und in dem dunklen Rahmen stand, vom Sonnenlicht überflutet, eine hohe, schlanke Frauengestalt.

„Maria!“ schrie er auf, und alles in ihm war lauter Jubel.

Sie mußte seine Karte gesehen haben, sie selbst war gekommen statt der Dame des Hauses, den so lange Vermissten zu begrüßen, ihn wieder in ihre Arme zu schließen, an ihre Brust zu drücken, wie damals in der blühenden Heide.

Von der Macht des Augenblicks überwältigt, standen die beiden Menschen sich wortlos gegenüber. Doch Marias dunkle Augen leuchteten in warmer Freude, und mit hochatmender Brust streckte sie Wladimir beide Hände entgegen.

Wie von einem wogenden Strom ergriffen, riß es ihn zu ihr hin; aber immer noch verlagte ihm die Sprache.

Sie sagte sich zuerst.

„Du — du hier, — in Wien! Und wie hast du mich gefunden?“

Jetzt löste sich seine Zunge. „Ja — weißt du denn nicht, — daß ich dich schon im Theater sah.“

„Im Theater?“ staunte sie. „Ich hatte keine Ahnung.“

„Und so lange dauerte es, bis der Zufall mich dich finden ließ!“

Er faßte ihre schmalen weißen Hände und bedeckte die zarten Finger mit glühenden Küssen.

Ertötend und verwirrt trat sie zurück. „Aber so sei doch vernünftig.“

Frägend sah er zu ihr auf. „Weißt du denn, warum ich hierher kam? Um deinen Tod zu süßen.“

„Meinen Tod?“

„Ja. Konnte ich denn ahnen, daß du aus dem Grabe erstanden seiest, nachdem ich mit eigenen Augen dich tot gesehen.“

In grenzenloser Überraschung starrte Maria ihn an.

„Du — du warst damals in der Festung?“

„Man führte mich als Gefangenen zum Verhör — durch denselben Gang, an dem deine Zelle lag. Die Tür war offen. Ich sah dich bleich und starr. Es hieß, du habest Selbstmord verübt. Aus den zornigen Worten des Kommandanten, den Entschuldigungen des Wärters glaubte ich den Grund zu vernehmen,

und ehe man mich weiterführte, hatte ich die Gewißheit, daß
Gortschenko dein Mörder gewesen.“
(Fortsetzung folgt.)

Wandlung.

Pfingstherzählung von Martha Grundmann, Lommatzsch.

(Nachdruck verboten.)

Erika Ludwig war die erste im Herrenhause, die völlig munter und bereits fertig angekleidet war, als es fünf Uhr vom Turm der kleinen Dorfkirche schlug. Melodisches Pfingstglockengeläute hatte sie vor einer Stunde aus süßem Schlummer geweckt. Nun stand sie am offenen Fenster ihres Schlafzimmers und schaute mit strahlenden Augen in den Park hinab. Vom Sonnenlicht übergoldet, glück dieser mit seinen mit Blüten überschütteten Sträuchern, den blühenden Fliederbüschen, den saftig-

Da pochte es, und Eritas Freundin, eine hübsche, junge Frau in hellem Sommerkleid, huschte herein.

„Guten Morgen, Erika!“ rief sie heiter. „Wie gut, daß ich dich nicht erst wecken muß. Sogar fertig angekleidet bist du schon. Das trifft sich gut. Da kannst du mir ein bißchen behilflich sein, das Wohnzimmer mit Blumen zu schmücken, denn das Grün der Maien tut's bei mir nicht allein. Aber wir müssen uns spülen. In einigen Stunden trifft mein Schwager bereits ein.“

„Dein Schwager, Gertrud? Ich glaubte, ich bliebe euer einziger Pfingstgast“, antwortete Erika verwundert, denn man hatte ihr nichts gesagt, daß man noch einen Gast erwarte.

Die junge Gutsfrau lachte. „Es ist eben über der Wiedersehensfreude mit dir vergessen worden. Komm jetzt nur, — so manches gibt's noch für uns zwei zu tun!“

Frau Iris liebte ihre Freundin Erika innig, ebenso war sie

Selige Pfingsten!

Geh, mein Herz, auf Sonnenpfaden,
Wandle unterm Blütenbaum,
Sieh, es träuft von Gottes Gnaden
Rings der helle Erdenraum.

Denzfroh stehen alle Wälder,
Blumenkränze trägt die Flur,
Junge Saat, smaragdne Felder:
Reich und grün prangt die Natur.

Sonne, Saaten, Blütenfegen!
Golden rauscht der Lebensstrom
Überall dir hell entgegen
Unter blauem Himmelsdom!

Spürst du auch des Geistes Wehen,
Herz? — Er naht dir sanft und lind!
Laß ihn bitten nicht und flehen;
Deffne, Seele, dich geschwind!

Laß dich grüßen und beglücken
Von der Flamme warm und rot,
Daß mit seligem Entzücken
Sie um deine Stirne loht.

Heil'ger Pfingstgeist allerwegen!
Jubel zieht durchs grüne Land:
Neuer Geist und neuer Segen,
Neues Herz und neue Hand!

So von seiner Gnade trunken,
Wandle weiter, gläubig Herz:
Sel'gen Pfingsttags helle Funken
Tragen dich auch himmelwärts!

Johanna M. Vankau.

grünen Rasenteppichbeeten und den weißen Steinfiguren einem wirklichen Paradies. — Darüber blauer Himmel und an diesem lustig dahinjagende schneeweiße Wölkchen.

Ein köstlicherer Pfingstmorgen war kaum zu denken. Am liebsten wäre Erika hinabgeeilt, um all die Herrlichkeit aus nächster Nähe zu schauen, doch sie war nur Gast im Hause und wußte, daß sie noch verschlossene Türen finden würde unten. So geduldete sie sich denn und lauschte dem Konzert der sangeslustigen Vögel, das diese unten im Park veranstalteten.

In echter Pfingststimmung befand sie sich, sie, das Großstadtkind, das einer Einladung der besten Freundin gefolgt, die vor einem Jahr den Rittergutsbesitzer Iris geheiratet, freute sich unsagbar ihres Hierseins. Sie liebte den Landaufenthalt; liebte Wald und Fluren. Die grünen, mit Blumen in allen möglichen Farben besetzten Wiesen erweckten stets von neuem ihr Entzücken. Die ländliche Stille war ihr sympathisch. Langeweile besiel sie nie.

Auch jetzt gab sie sich dem holden Zauber des herrlichen Pfingstmorgens mit ungeteilten Empfindungen hin.

ihrem Schwager Alexander, der Doktor der Staatswissenschaften war, von Herzen zugetan. Und es wäre so recht nach ihrem Sinn gewesen, hätte Amor die beiden zusammengeführt und zu einem glücklichen Brautpaar vereint. Aber sie wußte, der Schwager war ein Frauenfeind. Die Tatsache, daß ihm, der einmal glücklicher Bräutigam gewesen, die Braut, die er über alles geliebt, die Treue gebrochen, hatte ihn zu erstem gemacht. Er dachte seitdem von allen Frauen und Mädchen, sie, seine Schwägerin, ausgenommen, gering. Nie suchte er Anschluß an weibliche Personen, und er würde um keinen Preis heute zum Besuch gekommen sein, hätte er gewußt, daß auch Erika sich als Pfingstgast eingestellt.

Doch die junge Frau hatte so eine Ahnung, daß alles gut werden würde. Das liebliche Äußere Eritas und ihr bescheidenes und sanftes Wesen konnten ja den Schwager nicht kalt lassen. Sie betrachtete wohlgefällig die vor ihr stehende weißgekleidete Mädchen-
gestalt. Dann küßte sie herzlich die feilche Wange der Freundin.

„Und nun komm, Herzens-Erika!“ rief sie darauf. „Wir wollen Flieder holen im Park, und Pfingstrosen!“

Herr Fris fuhr selbst nach der Station, um den Bruder abzuholen. Als er mit dem Gaste ankam, war Erika nicht anwesend. Um nicht gleich bei der ersten Begrüßung zwischen ihm und der Schwägerin zugegen sein zu müssen, hatte sie einen kleinen Spaziergang unternommen.

Sie hatte ihn nie gesehen, wußte auch nichts von seiner schlimmen Erfahrung, die ihn zum Frauenfeind gemacht. So schaute sie ihm denn auch ganz unbefangen entgegen, als er mit Herrn Fris am Mittag das Wohnzimmer betrat. Der Rittersguts herr machte seine beiden Pfingstgäste miteinander bekannt. Als ob er ein Wunder schaue, so ungefähr sah der Herr Doktor auf Erika. Staunend, wie bezaubert von dem Anblick der lieblichen Erscheinung. Aber da, — was war denn los? — Ein eisiger Zug trat in sein Gesicht. Sein ganzes Wesen brühte plötzlich Geringachtung aus. Eine stumme Verbeugung, steif, gezwungen. Ein brüskes Abwenden von ihr dem Bruder zu, dem er eine äußerst gleichgültige Frage stellte.

Erika stand bestürzt da. Ihr vorhin so lieblich gerötetes Gesicht war jäh erblaßt. Sie mußte sich durch seine so unerbittlichen gezeigte Geringachtung für ihre Person natürlich tief verletzt fühlen.

Da trat Gertrud ein, die in der Küche noch verschiedene Anordnungen getroffen. Mit einem Blick überschaute sie die Situation.

Sie sandte dem Schwager verstoßen einen mißbilligenden Blick zu, den dieser jedoch völlig ignorierte. Dann wandte sie sich liebevoll an Erika, sich die erdenklichste Mühe gebend, die Freundin das Erlebte vergessen zu machen. Aber es gelang ihr nicht.

Erika antwortete ihr zwar freundlich, doch ein Lächeln erhellt das junge Gesicht nicht mehr. Auch als man spä-

terbenedes Gemüt. Ein so weicher Charakter. Was konnte sie dafür, wenn ihm seine einstige Braut um eines andern willen untreu geworden? Er schalt sich im stillen einen Barbaren, einen äußerst tattlosen Menschen. Und das Verlangen wurde mächtig in ihm, gut an ihr zu machen, was er gesündigt. Er fragte sie sehr liebenswürdig, ob sie gern auf dem Lande sei und wie ihr die hiesige Gegend gefalle? Sofort errötete sie, was ihn zu diesen Fragen veranlaßte. Sie wußte, daß es Mitleid mit ihr war. Mit ruhiger Freundlichkeit gab sie ihm Antwort, aber das reizende Gesicht blieb ernst, während sie die Augen auf den Teller gerichtet hielt.

Der Flieder in den schlanken Kristallvasen duftete berauschend. Im Verein mit den Pfingstrosen und zartgrünen Maien bildete er des Zimmers schönsten Pfingstschmuck. Der Doktor sagte es anerkennend. Seine Schwägerin beobachtete ihn verstohlen. Sie lachte innerlich. Sein Herz fängt wirklich Feuer, jubelte es in ihr. —

Nach Tisch erklärte Erika Gertrud, daß sie ein wenig Kopfschmerz habe und sich in ihr Zimmer begeben wolle, um etwas auszu-
ruhen.

„Tue das nur, Liebste“, verpflichtete Frau Fris bei. „Du mußt ja tatsächlich ermüdet sein von der gestrigen Reise hierher. Also, komme recht frisch wieder.“

Sie wollte sich selbst auch ein Stündchen Mittagsruhe gönnen. Auch ihr Gatte tat letzteres, nachdem er Alexander geraten, das gleiche zu tun.

In ihrem Zimmer angekommen, dachte Erika keineswegs daran, auszuruhen. Sie machte sich reisefertig. Rasch warf sie den leichten, seidnen Mantel über ihr weißes Kleid, drückte den Strohhut auf das schimmernde Blondhaar und packte das Nötigste in die kleine Reisetasche. Was sie sonst noch mitgebracht, ihre Garderobe, konnte ihr Gertrud ja nachschicken. Sie öffnete leise die Tür, spähte vorsichtig hinaus. — Alles still. Da huschte sie lautlos die Treppe

hinaus. — Alles still. Da huschte sie lautlos die Treppe



Kommand. General v. Redowski,
Oberbefehlshaber der oberösterreich. Truppenfront.
(Mit Text.)



Zieger Stanger,
der Überbringer der letzten Nachrichten aus Pragmisch. (Mit Text.)



Musikstunde im Quartier in Westlandern.

ter bei Tisch saß und der Hausherr sich mehrmals einen Scherz mit ihr erlaubte, blieb sie still. Kaum, daß sie einen Witz leicht hinunterbrachte, so tapfer sie sich auch mühte.

Was sie beherrschte, war nur immer das eine: Wie komme ich am schnellsten fort von hier? Sie mochte dem Doktor Fris durch ihre Gegenwart wahrhaftig nicht lästig fallen. Nein, so rasch wie möglich wollte sie fort. Unwillkürlich schaute sie hin zu ihm. Und der Zufall wollte, daß auch er gerade zu ihr her sah. Ein hilfloser Blick aus ihren sanften, braunen Augen traf den seinen. Da wallte es warm in seinem Herzen auf. Was war es denn? — War es Mitleid mit ihr, daß er sie verletzt?

Er fühlte, die Tränen waren ihr nahe. Da wurde er mit einem Male gesprächig. Sie tat ihm wirklich leid. Es schien ein so un-



Der Baderaum eines Kriegshospitals. (Mit Text.)

hinab. Erst als sie sich im Pforte befand, atmete sie auf. Jetzt würde sie ungehindert fortkommen. Sie schloßen ja wohl alle. Aber plötzlich trat aus einem Seitengang ein Herr auf den breiten Mittelweg heraus und kam direkt auf sie zu. Sie erschraf heftig. Es war Doktor Iris. Jetzt war es sein Gesicht, auf dem sich Bestürzung malte. Er zog den Hut.

„Mein gnädiges Fräulein, wo wollen Sie hin, ich bitte Sie — es sieht ja aus wie Flucht. Bin ich es, der Sie vertreibt?“

„Ich möchte nicht, daß Ihnen durch meine Gegenwart hier die Freude am Aufenthalt bei den Ihren vereitelt werde“, gab sie zurück. Ein leichtes Neigen des hübschen Kopfes, und sie wollte vorübergehen. Doch er vertrat ihr den Weg.

„Aber so bleiben Sie doch, Fräulein Ludwig!“ bat er. „Sie dürfen um keinen Preis fort. Wohl war ich heute mittag taktlos Ihnen gegenüber, doch glauben Sie, — ich bereue es und bitte Sie herzlich um Verzeihung. Gewähren Sie mir die Günst, mir nach jener Bank dort zu folgen; dort will ich Ihnen etwas erzählen. Vielleicht, daß Sie dann mein Verhalten entschuldigen und mir großmütig verzeihen.“

Erika sträubte sich nicht dagegen, als er sie zu der betreffenden Bank führte. Gleich, nachdem sie sich neben ihn gesetzt, begann er:

„Ich war einst glücklich verlobt. Vergötterte meine Braut, liebte sie über alles. Mein Leben hätte ich für sie geopfert, wenn es hätte sein müssen. Da trat ein anderer zwischen uns. Er gefiel ihr besser. Sie brach mit der Treue; verließ mich . . .“

„O, wie verabscheuungswürdig!“ entfuhr es Erika.

„Ja, verabscheuungswürdig“, pflichtete er bei. „Und sehen Sie — diese schlimme Erfahrung machte mich ungerecht. Ich haßte alle Frauen fortan — ausnahmslos. Ich mochte mich mit keiner wieder befassen, auch mit Ihnen nicht, obgleich Sie mir auf den ersten Blick sympathisch waren. Jetzt kenne ich kein größeres Glück als das, in Ihrer Nähe bleiben zu dürfen. Und nun frage ich Sie: Können Sie mir verzeihen?“

„Ja, ich verzeihe Ihnen“, sagte sie leise, ihm die Hand reichend. Er küßte sie, diese kleine, weiße Hand, ein-, zweimal. Der Entschluß, sie wieder frei zu geben, kostete ihn Überwindung. Ein Wunsch erwachte in ihm, ein heißer Wunsch. Daß sich diese kleine Hand vertrauensvoll in die seine legen möge für Lebenszeit . . . Er fühlte es, dieses sanfte, unschuldsvolle Mädchen da mit den lieben, braunen Augen würde jenem, dem es einmal sein Herz geschenkt, niemals die Treue brechen. Niemals . . .

Ein verträumter Zug legte sich auf sein blasses, geistvolles Gesicht. Zärtlichkeit und Sehnsucht im Blick, das Herz von dem heißen Verlangen erfüllt, sie zu besitzen, so sah er da. Und der Flieder duftete um sie beide — der Himmel blaute und die Pfingstsonne strahlte.

„Fräulein Erika . . .“ Dann eine Pause. Darauf nochmals, „Fräulein Erika, ich hab' Sie lieb. Seien Sie mein, bitte, bitte!“

Sie antwortete nicht. Doch ob der Mund auch noch schwieg, so sprachen ihre Augen um so beredter. Ein freundiges „Ja“ veränderten sie ihm.

Da zog er sie an sich; küßte sie andächtig, nannte sie seinen Pfingstengel, der eine solch beglückende Wandlung seines Herzens bewirkt.

Frau Gertruds Freude, als ihre Pfingstgäste später mit glücklichen Gesichtern das Gartenzimmer betraten, war unbeschreiblich groß. Wie zärtlich der Schwager seinen Arm in denjenigen Eritas geschoben! Sie hatten sich also vereint fürs Leben.

Und als Alexander dann feierlich vorstellte: „Da, meine geliebte Braut — mein holder Pfingstengel!“ da konnte sie es nicht hindern, daß sich ihr Tränen der Freude in die Augen drängten, während sie den beiden Glücklichen gratulierte.

Herr Iris, der Hausherr, zeigte sich gleichfalls hocherfreut. Das hatte seine Frau gut gemacht, wahrhaftig. Er war mit der Wahl des Bruders außerordentlich zufrieden. Sein Glückwunsch für die Pfingstgäste kam denn auch aus tiefstem Herzen. Was er nie geglaubt, war geschehen. Sein frauenfeindlicher Bruder der denkbar glücklichste Bräutigam und Besitzer des lieblichsten Bräutchens, das er mit Recht seinen holden Pfingstengel nennen konnte!

Das rote Kreuz auf weißem Grunde.

Von W. Harb.

(Nachdruck verboten.)

Das rote Kreuz auf weißem Grunde ist der Generation von heute ein wohlbekanntes Zeichen geworden. Die Alten, die im Jahre 70 im Felde standen, wie die Jungen, die jetzt draußen im Felde stehen und die deutschen Grenzen zu verteidigen haben, erfuhren seine Segnungen. Aber nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden tritt es überall auf den Plan, wo werltätige Nächstenliebe gefordert wird. Es bedeutet jegliche Hilfe in der Not, und das Gebiet, auf welchem es wirksam wird, ist so riesengroß und weitverzweigt, daß es mit wenigen Worten

kaum ausgeschöpft werden kann. Sein Heer setzt sich größtenteils zusammen aus Freiwilligen, die ihre Kräfte im Frieden der Liebesarbeit widmen und sie für den Ernstfall im Kriege stählen. Die große Schar von Helfern und Helferinnen ist tätig auf dem Gebiet der Krankenpflege, der Hilfeleistung bei Unglücksfällen, der Bereitung von Heil- und Heilmitteln, besonders der Heilung und Verhütung der weitverbreiteten Lungenschwindsucht, der sozialen Fürsorge in Gestalt von Arbeiterheimen, Kinderpflegeanstalten usw. Im Frieden überdient der Arm des Tages die stille Arbeit des roten Kreuzes, jedoch in Kriegszeiten ist es in aller Munde, und reiche Gaben fließen ihm zu aus allen Ecken des Reiches, damit der Not draußen im Felde und drinnen im Reiche wirkungsvoll gesteuert werden kann.

Ein Ehrenzeichen ist es, das rote Kreuz auf weißem Grunde, das hoch über allem Haß und aller Zwietschacht steht, denn seine Segnungen kommen Freund und Feind ohne Unterschied zugute. Darum genießt es nach internationaler Vereinbarung — leider haben im gegenwärtigen Kriege nicht alle streitenden Parteien diese Abmachungen respektiert — den Schutz aller Staaten. Wo die Flagge mit dem roten Kreuze weht, sollten die Kanonen und Gewehre schweigen, wo Männer und Frauen mit der Binde am Arm ihres Amtes walten, da sollte neutrales Gebiet sein. Wer gegen das rote Kreuz frevelt, der versündigt sich an Fortschritt und Zivilisation und an dem heiligen Geist der Liebe.

Das rote Kreuz ist nun fünfundsünfzig Jahre alt, und rauhe Kriegsnot hat es ins Leben gerufen. Ein Schweizer ist sein Urheber.

Am 24. Juni 1859 fand die entsetzlich blutige Schlacht bei Solferino statt zwischen Österreich und Italien. Mit dem letzteren waren die Franzosen verbündet, und obgleich die Österreicher sehr tapfer kämpften, mußten sie doch schließlich weichen und das Schlachtfeld den Gegnern überlassen. Sie verloren die Lombardei und zogen ihre Heere aus Italien zurück.

Auf dieses Schlachtfeld kam, aus Erbarmen mit den unglücklichen Sterbenden und Verwundeten, der Schweizer Henry Dunant, der gerade auf einer Studienreise durch Italien begriffen war. Schon länger hatte ihn der Plan beschäftigt, schon in Friedenszeiten eine große, völkerumfassende Vereinigung zu gründen, um die Verwundeten besser pflegen und von einem qualvollen Tode erretten zu können.

Was er da sah, war schrecklich. Es fehlte auch an den einfachsten Einrichtungen der Kriegskrankenpflege, die wir jetzt für ganz selbstverständlich halten. Es gab wohl Ambulanzen, die den Auftrag hatten, die Verwundeten zu suchen, zu sammeln und zu bergen und ihnen Pflege angedeihen zu lassen, aber sie waren völlig unzureichend. Es mangelte sowohl an ausreichenden Kräften als auch an genügender Organisation, um die Riesenaufgabe zu bewältigen, die ein Schlachtfeld an die Barmherzigkeit von Freund und Feind stellt. Die Ambulanzen waren damals durch eine schwarze Färbung kenntlich gemacht, und hier und da im weiten Schlachtfeld sah man auch wohl ein solches Fähnlein wehen, das die Tätigkeit von Ärzten und Pflegern anzeigte, doch was war das für so viele? Die Mehrzahl der Schlachtopfer kam zu Tausenden ohne Hilfe und Erquickung um. Niemand war da, um der lichtschenen Tätigkeit des Gesindels zu wehren, das im Schutze der Dunkelheit raubend und plündernd über die Verwundeten herfiel. Die „Ghânen des Schlachtfeldes“ machten reiche Beute.

Auf dem Kampfsplatz sah es entsetzlich aus. Die heiße Junisonne brannte unbarmherzig herunter, und niemand reichte den stöhnenden und jammernenden Soldaten auch nur einen Trunk frischen Wassers. Die Luft füllte sich allmählich mit pestilenziellen Gerüchen; zwischen Leichen schrien Lebende vergeblich nach Hilfe. „Man läßt uns hier elend verkommen — und wir haben doch tapfer für das Vaterland gekämpft.“

Das zerriß dem edlen Henry Dunant fast das Herz. Der großen Menge konnte er keinen Beistand bringen, so wollte er wenigstens einigen ein Retter sein. Im nahen Cassiglione vermochte er durch Geld und gute Worte einige Leute aufzutreiben, die sich zu dem Werke bereit erklärten. Sie schienen es für ganz selbstverständlich anzusehen, daß ihre Hilfe nur den eigenen Landsleuten gelten sollte und Dunant hatte Mühe, ihnen klar zu machen, daß es hier keinen Unterschied gebe zwischen Freund und Feind. Sofortige Hilfe für alle! war seine Forderung, und man machte sich ans Werk.

Es war so gut wie nichts vorbereitet, weder für den Transport, noch für die Pflege. Nur wenige Häuser taten sich auf, die Leiden den bei sich aufzunehmen. Was die Ambulanzen vom Schlachtfeld heringeschafft hatten, das lag in Kirchen und Sälen, auch auf der Straße selbst auf den bloßen Steinen; selbst Strohlager waren nicht immer vorhanden. Da ging Dunant von Haus zu Haus, bettelte, überredete, beschwor so lange, bis die Herzen weich wurden. Er trat zu den Frauen und Mädchen heran: „Ihr seid zum Helfen, Trösten und Verbinden da, regt eure Arme und tut eure Pflicht!“ Er bat die Mütter und Greisinnen: „Nicht

Suppen für die Darbennden, holt Wasser für die Verschmachtenden, gebet Einnen heraus zu Wäsche und zum Verbinden der Wunden!" Er fand auch eine Anzahl von Männern und Jünglingen, von Frauen und Mädchen, die herzhast zugriffen. Zwei englische Touristen schlossen sich ihm an, ein französischer Geistlicher, ein italienischer Marineoffizier, ein Pariser Journalist. Aber ihrer waren immer noch zu wenige; ihre Kräfte mußten ja versagen

Verzierbild.



Wo ist der Gast?

Sand anzulegen, der Kommandant selbst trat auf die Vorstellungen Dunants für die Sache ein, und so kam allmählich Organisation und Ordnung in das Unternehmen. Auch aus Brescia und aus den umliegenden Dörfern kam Hilfe. Ach, an gutem Willen — das erkannte Dunant — fehlte es wohl nicht, sobald die Gewissen aufgerüttelt und die Menschenliebe wachgerufen war, aber es fehlte die Vorbereitung, die Schulung, und darum ging so manches blühende Leben, das wohl hätte gerettet werden können, wenn rechtzeitig eingegriffen wäre, elend zugrunde.

Einer edlen Frau sei hier gedacht, die sich damals um die Verwundeten von Solferino mit mütterlicher Liebe kümmerte; das war die Gräfin Bröma, die auch vor dem entsetzlichen Anblick nicht zurückschauderte und mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit ausharrte. „Dono madre“, sagte sie einfach, „ich bin ja eine Mutter“, und mit dem warmen Strahl der Mütterlichkeit leuchtete sie hinein in das namenlose Elend des Krieges.

Eine andere Dame, die Gräfin Vercy, geb. Boromeo, hatte sich in Mailand den Dunantischen Gedanken zu eigen gemacht und wirkte dort unermüdlich an der Spitze eines Frauenhilfskomitees. Während der Nacht — am Tage war die Hitze zu groß — transportierte man die Verwundeten nach Mailand, jedoch nur die, deren Zustand mit einiger Sicherheit auf Heilung hoffen ließ. Diejenigen, deren Wunden so schwer waren, daß man an keine Wiederherstellung glaubte, blieben elend liegen. In Mailand öffneten sich die Häuser; die Gräfin Boromeo allein beherbergte in ihrem Palast an die dreihundert Verwundete. Eine Argentinierin, die Schwester Mariana Videmarie, leitete mit großer Aufopferung ein großes Hospital, das nach damaligen Begriffen als Muster der Sauberkeit und Ordnung gelten konnte. Dunant selbst war unermüdlich, reiste von einem Ort zum andern und inspizierte, mit heißem Dank gegen Gott im Herzen, daß seine Bemühungen endlich mit Erfolg gekrönt wurden. Es war ihm ein zwar schmerzlicher, aber doch herzerquickender Anblick, zu sehen, wie die genesenden Krieger sich auf den Straßen an Krücken vorwärts bewegten, die Arme in Binden, die Glieder amputiert und verschnürt — durch seine Tätigkeit waren sie dem Leben erhalten geblieben.

Hierbei blieb Dunant aber nicht stehen.

Rastlos war er tätig, sein großes Projekt auszuführen, nämlich schon im Frieden Männer und Frauen vorzubilden und auszurüsten für den Dienst an den Verwundeten und Sterbenden. Er wandte sich mit einem ergreifenden Aufruf an die Regierungen der Völker, und diese ließen den Ruf nicht ungehört verhallen. In Genf kamen ihre Vertreter zusammen, und die Frucht ihrer Beratungen war im Jahr 1863 die sogenannte Genfer Konvention, die die Einzelheiten der internationalen Vereinbarung über den Dienst der Liebe im Kriege festlegte. In der Hauptsache enthält die Genfer Konvention folgende Bestimmungen:

Eine Macht, die die Satzungen anerkannt hat, verpflichtet sich, sie nicht zu verletzen.

Lazarette, Feldverbandsplätze, Ortschaften, in denen Verwundete versorgt werden, sind unverletzlich.

Niemand, der sich der Pflege Verwundeter widmet, darf als Feind angesehen werden, und Freund und Feind werden in gleicher Weise behandelt.

Das Zeichen, unter dem diese Liebesarbeit vor sich gehen sollte, war das rote Kreuz auf weißem Grunde.

Mit diesem Zeichen versehen, sollten die Fahnen über den Lazaretten und Verbandsplätzen wehen, und die Pfleger und Ärzte hefteten es sich an den Arm oder trugen es an der Mütze.

Es sollte das Zeichen der Menschlichkeit, der Nächstenliebe sein inmitten der männermordenden Feindseligkeiten des Krieges.

So entstand das Rote Kreuz.

Dunant ist es zu verdanken, daß der gegenwärtige Krieg durch die barmherzige und ausopfernde Liebe der Helfer und Helferinnen manches von seiner Schrecklichkeit verliert. Nicht mehr wie früher tritt die helfende Frau, das helfende Mädchen unvorbereitet in den Krankenraum und an den Operationstisch. Nicht jede, die sich in der ersten Begeisterung meldet, wird ohne weiteres angenommen. Alle, die tauglich sind, werden in strenger Schulung in den Krankenhäusern und Lazaretten von Ärzten ausgebildet. Unsere tapferen Soldaten sind nicht nur in der Pflege liebevoller, sondern auch sachverständiger Hände.

Heutzutage gibt es wohl niemand mehr, der nicht von der ungemeinen Wichtigkeit und Notwendigkeit dieser Einrichtung überzeugt wäre. In allen, auch den kleinsten Ortschaften des Reiches, gibt es Zweigvereine vom Roten Kreuz, und jeder, der nicht durch persönliche Hülfeleistung hinausziehen darf, den Kriegern beizustehen, hat Gelegenheit, wenigstens nach Möglichkeit sein Scherflein, sei es groß oder klein, beizusteuern zum roten Kreuz auf weißem Grunde.

Drei Minuten Sonnenschein im Jahr.

Nähe der Stadt Sombretete in Mexiko befindet sich mitten im Gebirge ein natürlicher Schacht von 600 Meter Tiefe, in den fast niemals ein Strahl des Sonnenlichtes fällt. Nur drei Minuten in jedem Jahr, und zwar genau am 21. Juni, fallen die Sonnenstrahlen senkrecht in den Schacht und erhellen ihn bis zu seinem tiefsten Punkte. Sobald die drei Minuten abgelaufen sind, kehrt die Finsternis in den Schacht zurück, um wieder ein ganzes Jahr lang in ihm zu verweilen. Die Stadt Sombretete, der dieser merkwürdige Ort benachbart ist, liegt genau auf dem Wendekreis des Krebses, das Phänomen ergibt sich naturgemäß aus dieser geographischen Lage. Alljährlich pilgern eine Anzahl Neugieriger zu dem Schacht hinaus und steigen in seine Tiefen hinab, um den wenigen Augenblicken, in denen das Sonnenlicht seinen Grund besucht, beizuwohnen. Gewöhnlich sind es besonders die Photographen, die den seltenen Moment wahrnehmen, um von dem Ort, der in der Gegend allgemein als ein Naturwunder bekannt ist, einige Aufnahmen bei Sonnenschein zu machen. Es soll auf die Augenzeugen des „Tages von drei Minuten Dauer“ einen überaus eigenartigen Eindruck machen, wenn das helle Gestirn der Sonne nach langem Warten strahlend am engen Rande des Schachtes erscheint, nur für die Dauer weniger Atemzüge alles in helles Sonnenlicht versetzt, um dann auf der anderen Seite des Randes für die Zeit eines ganzen Jahres wieder zu verschwinden. Obwohl der nur wenige Quadratmeter messende Grund des Schachtes sonst gar nichts Wertwürdiges an sich hat, werden die Aufnahmen, die während seiner Sonnenbeleuchtung von Photographen gemacht werden, gern gekauft, besonders von den vielen Fremden, die alljährlich der interessanten Erscheinung beizuwohnen, so daß die Bemühungen der Photographen sich gut lohnen.

Unsere Bilder

Die Pfingstlichkeiten in Vertheilungen. Altheidnische und christliche Sitten haben sich vereinigt, um an zahlreiche Zeitpunkte im Jahre gewisse Bräuche anzuknüpfen, die teils mit Wandlungen des Naturkreislaufes, teils mit den Erinnerungen an kirchengeschichtliche Ereignisse und Personen zusammenhängen. Als ein solcher Zeitpunkt erscheint auch das Pfingstfest. Die Zeit, um welche der Lenz in seine vollste Pracht eintritt, mag wohl bei unseren germanischen Vorfahren im grauen Heidentume noch eine viel dringendere Veranlassung zu festlicher Stimmung gewesen sein als heutzutage. Jene Festlichkeiten, welche da, wo sich noch alter Brauch im Volke erhalten hat, um Pfingsten gefeiert werden, lassen deutlich erkennen, wie in manchen Gegenden rätselhafteste heidnische Überlieferung, anderwärts dagegen christliche Anschauungen den Grundzug der Festveranstaltungen bilden. Man wird solche Sitten immer am lebendigsten in rein ländlichen Gegenden finden, wo noch nicht die Aufklärung und die modernen Interessen einer industriellen Bevölkerung das Althergebrachte weggeschwemmt haben. So ist es insbesondere in den verschiedenen Landbezirken Altbayerns der Fall. In den Ortschaften der zur Donau sich abhangenden Hochebene herrschen — oder herrschten wenigstens bis vor wenigen Jahr-

Die Franzosen vor Josephs II. Statue. Bekanntlich waren die Franzosen unter Napoleon I. zweimal in Wien, 1805 und 1809, wie die Heere der Alliierten nachher zweimal in Paris, 1814 und 1815. Solange sich die Franzosen als Sieger in der deutschen Kaiserstadt aufhielten, erwiesen sie dem Reiterbild des Kaisers Joseph II. eine solche Ehrfurcht und Hochachtung, daß keiner auf dem Josephsplatze vorüberging, ohne das Gewehr anzuziehen, die Fahne zu senken oder mit entblößtem Degen zu salutieren. Dies letztere haben selbst die französischen Marschälle gethan. Sie erzeigten diese Ehre nicht allein dem Andenken des großen Monarchen und edlen Menschen, sondern auch als eine Erwidrung dessen, was der große Habsburger einst bei seinem Aufenthalte in Paris getan hatte.